

Rupert Neudeck

Idee und Wirklichkeit der Gerechtigkeit

Zum neuen Buch von Amartya Sen

Rupert Neudeck

(* 1939) gründete das Komitee Cap Anamur / Deutsche Notärzte e.V. und ist seit 2003 Leiter von Grünhelme e.V. Arbeiten u.a. in Ruanda und im Kongo. 2010 erschien *Die Kraft Afrikas* bei C.H. Beck.

r.neudeck@t-online.de



Das ist ein *opus mirandum*, nicht schnell geschrieben, nicht Subjekt-Objekt unseres üblichen Aktualitätsterrorismus, der auch auf dem Buchmarkt tobt. Ein ausgeruhtes Buch, das massiv in unsere Debatten eingreift. Amartya Sen ist der Glücksfall eines Ökonomen, der mit Kenntnis und Bravour in den philosophischen Diskurs einsteigen kann. So einen wie Amartya Sen haben wir in Europa (noch) nicht. Es sind weiter gewaltig drängende Fragen, die Sen umtreiben, den als Kind die große Hungersnot der Bengalen 1943 entsetzte. Mehr als 3 Millionen Menschen kostete diese Hungersnot das Leben.

Die vier Hauptteile seines neuen Werkes bündeln die Fragen nach der Gerechtigkeit. Im ersten Teil geht um die »Anforderungen der Gerechtigkeit«, im zweiten um die Formen des Argumentierens. Der dritte Teil widmet sich den »Materialien der Gerechtigkeit«: Gleichheit, Freiheit, Glück, Wohlergehen und Befähigungen, diese Elemente werden von verschiedener Seite angegangen. Der vierte Hauptteil behandelt den öffentlichen »Vernunftgebrauch und Demokratie«. Da kommen dann die Nutzungen der »Idee der Gerechtigkeit« zum Tragen. Zum Beispiel bei der Frage der Demokratie: Ist Demokratie eine westliche, ja europäische, ja weiße Erfindung, die allen anderen, womöglich noch genetisch, abgeht? Nein, sie ist es nicht.

Wurzeln der Demokratie

Amartya Sen weiß sehr wohl die athenisch-griechische Demokratie in Ihrer Wirkung für die Menschheit zu würdigen. Aber sie ist nicht die einzige, nicht mal die erste Quelle. Er zitiert den Kaiser Achoka, Gastgeber des dritten und größten Buddhistischen Konzils, das im 3. Jahrhundert vor Christus in Patna (damals Pataliputna) stattfand, der »Hauptstadt des indischen Reichs«. Damals versuchte man die Regeln für öffentliche Diskussionen zu kodifizieren und zu propagieren. Sen hat Beispiele, die unseren imperialen Eurozentrismus mitten ins Herz treffen: Aus der Geschichte Japans zitiert er die so genannte »Verfassung der siebzehn Verfügungen«. Das war im 7. Jahrhundert nach Christus und schrieb vor: »Entscheidungen in wichtigen Angelegenheiten sollten nicht von einer Person allein getroffen werden. Sie sollten mit vielen diskutiert werden«. Amartya Sen zitiert aus diesem Entwurf: »Lasst uns nicht grollen, wenn andere mit uns uneins sind. Denn alle Menschen haben ein Herz, und jedes Herz hat seine eigenen Vorlieben. Das Rechte für sie ist das Falsche für uns, und das Rechte für uns ist das Falsche für sie«. Kann man Sen verdenken, dass er schreibt: Das sei ganz im Geist der erst 600 Jahre später 1215 unterzeichneten Magna Charta?

Es gäbe – so der Autor – Erfahrungen mit Demokratie weit vor der westlichen Er rungenschaft. Er zitiert den ehemaligen Präsidenten Südafrikas Nelson Mandela mit seiner Beobachtung demokratischer Verfahren bei den Zusammenkünften der Bewohner seiner Herkunftsgemeinde Mqhekezweni im Haus des Regenten. Als Junge hat Mandela das Salböl der Demokratie dort und nicht in Westminster kennen und

schätzen gelernt: »Es sprach jeder, der sprechen wollte. Es war Demokratie in ihrer reinsten Form. Unter den Rednern mag es zwar eine Hierarchie geben, was die Bedeutung des einzelnen betrifft, doch wurde jeder angehört, ob Häuptling oder einfacher Mann.«

Sen kämpft gegen unsere vorschnellen Urteile, nach denen es im Nahen Osten mit demokratischen Regelungsmechanismen nicht gehen kann. Diese Ländergruppe, so wird uns von interessierter Seite insinuiert, sei immer schon demokratiefeindlich gewesen. Das sei als »Musterstück historischer Verallgemeinerung im Grunde Unfug«. Amartya Sen: »Wir dürfen nicht den schmalen Ausschnitt islamischer Militanz mit der umfassenden Geschichte der Muslime und der Tradition der Staatsführung moslemischer Herrscher verwechseln.« Sen erzählt ein für sich selbst sprechendes Beispiel: Als der jüdische Philosoph Maimonides im 12. Jahrhundert gezwungen wurde, aus Spanien zu emigrieren, suchte er nicht in Europa Schutz, sondern in einem toleranten muslimischen Reich in der arabischen Welt, und »erhielt in Kairo am Hof des Sultans eine einflussreiche Position«.

Sen beschreibt die große Bedeutung einer freien Diskussion für die Bekämpfung von Nöten und Katastrophen. »Politische Freiheit habe die Macht, vor Not zu schützen«. Die größte Not gab es in China während einer Hungersnot von 1958 bis 1961, die wahrscheinlich 30 Millionen Menschen das Leben kostete. Diese Hungersnot musste so furchtbar werden, weil es keine Debatte, sondern nur das Schweigen gab. Die Geschichte der Hungersnöte sei nachweislich eng mit autoritären Regierungen verknüpft. So mit dem Kolonialismus, dem Einparteiensstaat (Sowjetunion und später China und Kambodscha) und Militärdiktaturen (Äthiopien und Somalia). Dass die letzte große Hungersnot in der einzigartigen theokratischen Diktatur Nordkorea herrscht, ratifiziert diese Behauptung noch einmal.

Gerechtigkeit im Alltag

Nun liest sich das Buch aber alles andere als leicht. Es ist eine Blüte auf dem Humus der globalen Akademikerzunft. Der Autor greift als umfassend Gebildeter in alle Register der Lebenskulturen der Menschheit, nicht nur der westlichen. Ganz überraschend wirken seine alltäglichen Beispiele, um immer wieder herauszustellen, dass es nicht einfach ist, die Gerechtigkeit im Alltag zu üben. Das Beispiel der drei konkurrierenden Mädchen spricht Bände, die alle um den Besitz einer Flöte bangen. Welches von den drei Kindern soll die Flöte bekommen: Dasjenige, das schon spielen kann, oder dasjenige, das sonst gar nichts und mit der Flöte wenigstens etwas hat; oder dasjenige, das seine eigene gebaut hat?

Das Kapitel über den vom Autor verehrten und 2002 verstorbenen Philosophen-Kollegen John Rawls wirkt sehr akademisch: »Ich bin ganz einverstanden mit ihrer Vorstellung der ›Gerechtigkeit als Fairness‹«, aber Sen hat Anmerkungen. Und diese sind dann so massiv, dass man nicht weiß, ob sie eher die Gegenposition von Amartya Sen zu Rawls platzieren.

Mir wird hierbei die Bedeutung von Übersetzern deutlich, und von Sprache – gerade im sozialwissenschaftlichen Feld. »Fairness« ist nun mal ein ursprünglich englisches Wort.

Der berühmte Isaiah Berlin hatte zu Rawls gesagt. »Gerechtigkeit als Fairness« könne kaum die grundlegende Idee sein, weil die wichtigsten Sprachen nicht einmal unterschiedliche Worte für die beiden haben. Das ist ein Einwand, der im Gesamtkontext des Buches ernst zu nehmen ist. An ganz wenigen Stellen nehmen auch die Übersetzer den Begriff »Zukunft« im Vergleich zum englischen Original in Klammern.

Amartya Sen: Die Idee der Gerechtigkeit. C.H. Beck, München 2010, 493 S., € 29,95.